Nr. 658. 37. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 28. Dezember 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Ungelöste Aufgaben.

Nie vielleicht ist ein Jahr mit größeren Erwartungen begrüßt worden und kaum jemals hat es in seinem Verlauf alle Hoffnungen so grausam enttäuscht, wie das jetzt zu Ende gehende Jahr des Heils 1908. An seinem Anfang stand die Blockpolitik in der Blüte ihrer Hoffnungen; an seinem Ende steht das resignierte Bekenntnis: Es war wieder nichts!

Was die beiden einzigen Blockfrüchte, die von der Sonne des vergangenen Jahres zur Reife gebracht wurden, was von der Börsennovelle und dem Reichsvereinsgesetz eigentlich zu halten sei, darüber gehen auch heute noch die Meinungen in liberalen Kreisen weit auseinander. Wir wollen nicht Trübsal blasen, sondern suchen, den Dingen ihre beste Seite abzugewinnen; aber es erscheint uns doch als sehr bedenklich, wenn selbst blockfromme freisinnige Abgeordnete um bedauerliche Vernunftopfer nicht herumkommen, nur damit sie nicht eingestehen müssen, daß die preußische Polizei aus dem Vereinsgesetz ein neues Knebelgesetz gemacht hat.

Von jener weiten und großen Auffassung, die alle politischen Kräfte, soweit sie nicht die öffentliche Sicherheit beeinträchtigen, gewähren läßt in der Erwartung, daß sie doch zuletzt das Allgemeinwohl fördern helfen werden, haben die leitenden Personen im Reich wie in Preußen keine Spur gezeigt. Der engherzige Polizeigeist, dem alles verboten erscheint, was nicht ausdrücklich erlaubt ist, triumphierte. Nur keine Meinungsfreiheit, sagte Herr Bülow, als er am 10. Januar die Wahlreform in Preußen als staatsgefährlich bekämpfte; nur keine Meinungsfreiheit, sagte der Block, als er den Polen den Maulkorb des Reichsvereinsgesetzes anlegte; nur keine Meinungsfreiheit, sagte Herr Moltke, als er dem Bürgermeister Schücking wegen seiner Kritik der preußischen Bureaukratie den Prozeß machte. So ging die Angst vor dem Volkswillen durch die gesamte politische Betätigung des verflossenen Jahres.

In der Tat ist nichts für die Freiheit des Volkes in diesem Zeitraum erreicht worden. Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und dann wieder zwanzig Jahre später die Sehnsucht des deutschen Volkes sich über die politischen Notwendigkeiten klar zu werden suchte, da faßte man das zu erstrebende Ziel in die Worte: „Einheit und Freiheit!" zusammen. Die Einheit wurde verwirklicht; wenn man will, hat sie auch durch das Reichsvereinsgesetz, das mit der einzelstaatlichen Willkür aufräumte, einen Zuwachs erfahren. Aber die Freiheit kam auch in diesem Falle wieder zu kurz. Man stellte sich nicht auf den Standpunkt des einzelstaatlichen Rechts in den am weitesten vorgeschrittenen Bundesstaaten, sondern man zog den Durchschnitt zwischen Fortschritt und Reaktion. So schuf man auch auf dem Gebiet des Vereinsrechtes ein einheitliches, doch kein freiheitliches Gesetz. Dem neuen Jahre bleibt es vorbehalten, wenigstens auf diesem Gebiet eine gewisse Klarheit zu schaffen und zu verhindern, daß gerade der größte deutsche Bundesstaat, nämlich Preußen, auch noch die errungenschaften des Vereinsgesetzes durch eine rücksichtslose Polizeipraxis illusorisch macht.

Ungelöst ist vollends die preußische Wahlreform auch während des letzten Jahres geblieben. Wenn man die Blockpolitik seit dem Dezember 1906 etwas genauer betrachtet, dann findet man ein sehr drolliges Versteckspiel mit der preußischen Wahlreform. Sie wird immer wieder den liberalen Parteien als Köder hingeworfen und immer wieder fortgezogen, wenn sie zuschnappen wollen. Auch in der preußischen Thronrede ist ja von der Wahlreform die Rede; aber bisher weiß man nicht, ob überhaupt nur der Versuch gemacht werden soll, sie zu verwirklichen. Jedenfalls hörte man bisher nichts von festen Plänen und Absichten; es blieb bei unbestimmten und unverbindlichen Andeutungen. Die liberalen Parteien in Preußen haben dieser hinhaltenden und hinterhältigen Politik gegenüber eine bewunderungswürdige Geduld bewiesen. Sie zeigen jetzt hoffentlich, wenn im neuen Jahre die Wahlreform wieder zur Sprache kommt, daß sie sich nicht länger mehr mit allgemeinen Redensarten abspeisen lassen wollen.

Vielleicht wird man dem zu Ende gehenden Jahre zum Verdienst anrechnen, daß es wenigstens dem Absolutismus einen tödlichen Stoß versetzt hat. Mit dem „persönlichen Regime", so triumphieren einzelne Optimisten, ist es für jetzt und alle Zukunft aus. Man darf auch zugeben, daß die Erfahrungen des letzten Herbstes sich aus dem Gedächtnis des deutschen Volkes nicht so schnell auslöschen lassen werden. So unbekümmert wie bisher wird das Volk den Zickzackwegen der persönlichen Politik nicht mehr folgen. Aber es wäre eine völlige Verkennung der Lage, wollte man den Rückfall in absolutistische Velleitäten schon jetzt für ausgeschlossen erachten. Auch auf diesem Gebiet wird man erst noch vollenden müssen, was das letzte Jahr vorbereitet hat. Die Durchsetzung der konstitutionellen Garantien in der Reichsverfassung wie in der Geschäftsordnung des Reichstages sollen erst noch kommen. Auch diese Aufgabe bleibt dem neuen Jahr vorbehalten.

Nimmt man hinzu, daß auch die Sanierung der Reichsfinanzen noch in weiter Ferne liegt, so wird man das Jahr 1908 ein Jahr der Enttäuschungen nennen müssen. Es hat viel versprochen, aber nichts gehalten. Ein weiteres Jahr unerfüllter Erwartungen könnte der Block nicht aushalten. Darüber ist sich hoffentlich nicht bloß der Reichskanzler, sondern auch der Blockliberalismus klar.

Die österreichisch-türkischen Verhandlungen.

Die direkten Verhandlungen zwischen der Wiener Regierung und der Pforte über die Entschädigung für die Annexion werden jetzt an zwei Stellen zugleich geführt. Der in Wien eingetroffene neue türkische Botschafter Reschid Pascha hat die Verhandlungen mit dem Minister Aehrenthal persönlich angeknüpft, dessen Vertrauen zum Botschafter Pallavicini in Konstantinopel bekanntlich ein sehr gedämpftes ist. Die Erfolge sind aber bisher nicht besser, wie aus nachstehender Meldung hervorgeht:

✝ **Wien**, 28. Dezember. (Privat-Telegramm.)

Der neue Botschafter der Pforte Reschid Pascha hatte gestern eine längere Beratung mit Baron Aehrenthal, doch wurde über die Frage der Geldentschädigung auch bei dieser Gelegenheit keine Einigung erzielt. Das Anerbieten Oesterreichs, eine neue türkische Anleihe zu unterstützen, von der Oesterreich-Ungarn Titres bis zu 50 Millionen Francs übernehmen wollte, wurde von der Pforte abgelehnt.

Von der Türkei wird es auch nicht gerade freundlich aufgenommen werden, daß die österreichische Regierung auf die scharfe Note hin, die Bulgarien gegen die Türkei an die Mächte gerichtet hat, als Vermittler zugunsten Bulgariens auftritt. Wie aus Wien offiziell gemeldet wird, hat „infolge der Erregung, die sich deswegen in Bulgarien bemerkbar gemacht hat", das Wiener Kabinett sich veranlaßt gesehen, die Mächte auf das Anormale der Beziehungen zwischen der Türkei und Bulgarien aufmerksam zu machen und in Konstantinopel den Wunsch auszusprechen, Bulgarien gegenüber in den schwebenden Verhandlungen möglichst Entgegenkommen zu zeigen. Die freundlichen Worte freilich, welche Iswolski in seiner Dumarede an die bedrohten Brüder in Sofia gerichtet hat, machen diesen Schritt Baron Aehrenthals verständlich.

Iswolskis Rede und England.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 28. Dezember.

Wie nicht anders zu erwarten war, stimmen die englischen Blätter in ihren Kommentaren zur Dumarede der Auffassung Iswolskis bezüglich der Konferenz und der Balkanfrage zu, wie sie in der russischen Zirkularnote und in der Dumarede des Ministers zum Ausdruck gekommen sind. Der konservative „Daily Telegraph" rät Oesterreich, wenn es eine friedliche und billige Ordnung der Schwierigkeiten, die es sich selbst geschaffen, wünscht, möge es hierzu den Weg durch die von Rußland offen gelassene Tür einschlagen. Auf diesem Wege sei ein Rückzug aus Oesterreichs unhaltbarer Position ohne Verlust materieller Interessen oder nationaler Würde möglich. Europa wünsche der Doppelmonarchie alles Gute, es verlange aber dringend nach Frieden, und alles, was von der österreichisch-ungarischen Regierung gefordert wird, sei, daß es die Gelegenheit ergreift, um den Frieden mit Ehren aufrecht zu erhalten. „Daily News" stellt sich ebenfalls auf den Standpunkt des europäischen Friedensbedürfnisses, wenn es schreibt: „Der Gedanke eines Krieges ist ganz unfaßbar," dabei regt sich aber das Blatt des Balkancomités widerspruchsvoll über die laue Unterstützung auf, die Iswolski den Südslawen zu gewähren beabsichtige. „Wir konnten kaum etwas anderes von Iswolskis Politik erwarten," schreiben die „Daily News". „Wie wir verschiedentlich nachgewiesen haben, wußte Iswolski um Oesterreichs Schritt, bevor er unternommen war. Der Punkt aber, in dem der Minister sich täuschte, war die Entrüstung, die der Schritt in Europa und namentlich in England hervorrufen würde. Ob Iswolski für seine Konnivenz ein Versprechen für Rußland erhalten hat, können wir nicht sagen, aber die Bezugnahme in seiner Rede auf die Aufland zum Vorteile gereichende Abschaffung gewisser Klauseln des Berliner Vertrages zeigt die Richtung seiner Absichten. Wenn er jedoch als Kompensation an die Dardanellen dachte, so vermuten wir, daß Sir Edward Greys Haltung in Verteidigung der jungtürkischen Bewegung die Wirkung gehabt hat, diesen Gedanken zu beseitigen. Sollte aber eine andere Kompensation seiner Abmachung mit Oesterreich zugrunde liegen, so wird die Konferenz dies zu erweisen. Augenblicklich können wir sicher nicht verstehen, warum Oesterreich solche Entrüstung wegen der Note und des Konferenzvorschlages zeigt." „Daily Telegraph" wie „Daily News" nehmen von Iswolskis Freundschaftsversicherung für Deutschland Akt. Wahrend „Daily News" es aber bei einfacher Feststellung der Tatsache bewenden läßt, fügt „Daily Telegraph" folgendes hinzu: „Es ist sehr möglich, daß dieser Austausch von Freundlichkeiten nicht ohne wohltätige Wirkung auf den Ballplatz bleiben wird, denn trotz der Lobeserhebungen, mit denen der deutsche Kanzler nach seiner jüngsten Rede von der offiziellen und offiziösen Presse Wiens und Budapests überschüttet wurde, konstatierten die österreichischen Staatsmänner doch, daß Bülows Bekenntnis zu seinen Pflichten als „brillanter Sekundant" eher den Stempel der Resignation als des Enthusiasmus trug. Es wurde seinerzeit

Ein Nachmittag bei Gabriele d'Annunzio.

Von [Nachdruck verboten.]

Hans Barth-Rom.

„Qualis artifex — vivo."

Der Sänger des Satans hat die Augen geschlossen, der Sänger der Schönheit ist geblieben. Nach dem Tode Carducci hat Italien nur noch einen großen Dichter, Gabriele d'Annunzio. Aber es ist der Größte, nicht nur Italiens, vielleicht der Mitwelt. — Freilich, es ist leichter beim Dalai Lama anzukommen, als bei dem Einsiedler von Settignano. Doch wenn man Glück hat. . . . „Caro Dottore sono nell' Eremo. Venga, se puo, a prendere una Tazza di thé . . ." Wer würde einer Einladung D'Annunzios nicht mit Wonne folgen?

Mit der Elektrischen geht's vom Domplatz in Florenz durch staubige Straßen hindurch — endlich ins Freie. Immer ansteigend zwischen Olivenhügeln, höher und höher, durch kleine idyllische Flecken. Nahe dem Oertchen Settignano hält der Wagen, und wir schlagen rechts einen Fußweg ein, der zwischen Spalieren von silberschimmernden Oelbäumen zu versteckten Villen führt. Noch ein paar Minuten, und wir stehen vor dem Dornröschenschlosse des Dichters. Hinter den hohen Mauern ragen die Häupter von Pinien, Eichen, Zypressen. Die Pforte aber, die in diesen Garten Eden führt, empfängt uns nicht viel lieblicher als die Höllenpforte. Nur heißt es hier nicht: „Lasciate ogni speranza", sondern unter den Löwenmäulern steht geschrieben: „Cave canes et dominum." So ist auch der Glockenzug, der eine große Eremitenglocke in Bewegung setzt, von spitzen Stacheln umgeben, und wir lesen die Warnung: „Noli me tangere . . ."

Erst, wenn die Sesam sich geöffnet, zeigt sich links das geräumige Landhaus „La Cappponcina", von dessen Geheimnis sich die Welt erzählt. Eine Altfiorentiner Villa, ganz von Pinien umschattet. Ein Vorderhaus voll antiker Statuen, Hermen, Büsten führt zur Tür mit der mystischen Aufschrift: „Difficilis est aditus." (Schwer ist's hineinzugelangen), und heulend stürzt sich eine Meute von einigen dreißig Windhunden auf den Wanderer — wie laute Nachkommen des Cerberus. Ist er auch den Zähnen dieser reizenden Bestien entronnen, so belehren den kühnen Pilger zwei letzte Sprüche „Semper" (Immer) und „Non Semper" (Nicht immer), daß er auch jetzt noch nicht am Ziele ist. Gott sei Dank, das „Semper" ist uns günstig. Ein herrliches Gittertor aus dem Cinquecento geht auf, und schon stehen wir in der dämmerigen Empfangshalle, im Antlitz des Göttlichen. Er hat aber — ehrlich gestanden — durchaus nichts Göttliches und Unnahbares an sich, wenn man ihn als Schloßherrn und Privatmann in seinem Tuskulum besucht. Da ist Gabriele d'Annunzio mit dem offenen, lachenden Gesicht und dem kleinen blonden Spitzbärtchen nur der liebenswürdige, nicht übermenschliche, sondern echt menschliche Gastfreund und Gesellschafter. Der Empfangssaal mit seinem Chaos von Formen und Farben gibt uns sofort ein Bild von dem, was das ganze Dichterheim ist: das Heiligtum eines Geistes, der im zwanzigsten Jahrhundert die vollendetste Inkarnation der Renaissance bedeutet. Ein Schmuckkasten voll der seltensten Schätze vergangener Jahrhunderte, ein Wohnmuseum, angefüllt mit uralten Möbeln, Teppichen, Stickereien, Waffen, Büsten, Gemälden, Kruzifixen. Und überall eine Fülle von Tuberosen, deren betäubender Duft das Gemach, die ganze Villa durchzieht. Die Kirchen- und Klosterkunst überwiegt. Welch heilig Haus — welch unheiliger Mann!

An allen Wänden aber mahnt, von Eichenkränzen umrahmt, des Dichters Lebensmotto: „Per non dormire" (Um nicht zu schlafen). Beim Fenster steht d'Annunzios Flügel; das einzig moderne Möbelstück in dem Raume, aber von kostbaren Brokatstoffen völlig bedeckt. Drüber die Totenmaske Beethovens — diese „häßliche Maske voll tiefster innerer Schönheit". Links vom Flügel die mit dem Original zu verwechselnde herrliche Statue des sterbenden Sklaven von Michelangelo, in der „Michelangelo die Seele kristallisiert hat". Spielt der Dichter Beethoven, so ist ihm, als strömten die Melodien in die Figur hinüber und füllten sie mit den Tönen aus. . . . . Neben dem Werke Michelangelos der gewaltige, heroische Kopf des Pferdes von Phidias. „Wie schwammig und schlaff sieht doch ihm gegenüber der Sklave des Michelangelo aus! Welche Lektion für die Kunst! „Die Herrlichkeiten nehmen kein Ende. Daß auch das Weiblich-Liebliche nicht fehle, lenkt der Dichter unseren Blick auf ein zierliches Bronzekästchen auf dem Flügel. Ein Cinquecento-Reliquiarium, aber statt der Heiligenknochen enthält es zwei graziöse Damenfüßchen! Die noch in straffes Linnen gespannten Füßchen einer Pharaonentochter, 7000 Jahre älter als wir und noch so elastisch und vornehm, als wäre sie erst gestern durch die Sphinxgeschmückten Tempel nach Memphis getrippelt. Ob die Seele des Märtyrers, von dessen Leib ein Zeichen einst in diesem Schränkchen geruht, dabei nicht zittern und beben mag — wie die Seele des heiligen Antonius bei der Versuchung?

Eine lauschige Loggia öffnet sich hier nach dem Arnotal — darunter liegt das Häusermeer von Florenz, ragt die Kuppel von Santa Maria del Fiore, der Giotto-Turm. Der Dichter betritt diese Loggia nicht gern — zu viel Schönes und Trauriges spricht hier zu ihm, zu melancholisch, zu einsam fühlt er sich hier — und seine Gedanken schweifen wohl fern ab zu einer Frau, die mit d'Annunzios Leben wie mit der Bühne Italiens innig verbunden ist.

Nun führt uns der Meister durch sein Tuskulum Raum für Raum. Zuerst das „Studio" (Arbeitszimmer). An den Wänden altertümliche Schränke voll altertümlicher Bücher. Ueberhaupt, die ganze Villa ist eine Bibliothek; keine Ecke, kein Winkel, wo nicht Bücher aufgestapelt wären, darunter die seltensten Drucke. In der Mitte des Gemaches ein riesiges Chorpult, dessen schwarzpolierter Fuß wie japanische Bronze schimmert. Auf dem Pulte aufgeschlagen ein ungeheures Choralbuch. Daneben ein kleines Siehpult aus einem umbrischen Benediktinerkloster. „Als ich es an Ort und Stelle sah, war ich von der Schönheit dieses Kunstwerkes so hingerissen, daß ich zu zittern begann", erzählte mir D'Annunzio. „Die frommen Väter bemerkten dies und — verlangten den doppelten Preis." An diesem Pulte entstand eine Reihe von Dichtungen, zuletzt die „Nave". Phantastisch aber stammen von der Decke Stundengläser, wie der Tod sie in der Hand trägt. D'Annunzios erfinderischer Genius hat sie in — elektrische Beleuchtungskörper umgewandelt. So raffiniert hat dieser Herold der Renaissance alte Kunst und neuen Komfort zu vermählen gewußt.

Ein Schlafzimmer wie d'Annunzio hat, ich wette, kein anderer Dichter, kein Kunstfreund, noch Monarch. Eine sanft getönte, seidene Baldachindecke wölbt sich über dem ganzen Raum. Rechts mit dem Kopfende an der Schmalwand das niedere Bett. Zwei Marmorbüsten überragen es — die Altfiorentiner Büste einer Dame aus dem Hause Strozzi, mit dem zurückgestrichenen Haar und der hohen Stirn, wie wir sie aus den Frauenbildern Lippis kennen, und eine zweite moderne Porträtbüste mit Halskette und entblößtem Busen. Wer die Schöne sein mag? Aber wir hüten uns, in des Dichters Erinnerungen zu wühlen. Unten am Lager zwei hohe dorische Tempelsäulen, von kleinen Nixen gekrönt, dazwischen in Lebensgröße die grüne Bronzefigur des Wagenlenkers von Delphi — die steife, archaistische Haltung der Gestalt, die eingesetzten starren weißen Augen wirken gespenstig. . . . Am Fenster eine Art Erker mit einem von kleinen Säulchen getragenen „Choretto" (Rundchor), in dessen Mitte ein Schemel mit den Musikinstrumenten und Noten aus Altfiorenz steht. Auch im Schlafgemache das hier doppelt ominöse